einflußreichen Firmen zurückzuführen, mit denen z. B. der frühere Marineminister de Lanessan — wie Pelletan gestern in der Marinekommission sagte — „unter so eigenartigen Verhältnissen" Verträge abgeschlossen hat. Jene Häuser finden kräftigste Unterstützung einerseits bei den Deputierten, die zugleich die Schwächung des Gesamtkabinetts im Auge haben, anderseits bei den gehorsamen Admiralen, denen ein wirklich demokratischer, rücksichtslos alle Vorgänge überwachender Minister ein Dorn im Auge ist. Man hat während des Dreyfusprozesses einige Gelegenheit gehabt, einen Blick in die geheimsten „Bureaux" des Kriegsministeriums zu tun, und dabei eine unerhörte Mißwirtschaft konstatiert. Das ist noch gar nichts im Vergleiche zu den Dingen, die im Marineministerium vorgehen, wo Pelletan heute noch nicht sein eigener Herr, sondern in beständigem Kriegszustande mit dem Gros seiner direkten Untergebenen ist. In der französischen Marine haben von jeher die patriarchalischen Zustände geherrscht; die Marine ist auch allzeit der sicherste Wall des Klerikalismus gewesen, weit mehr noch als das Heer, und in dieses rostige Räderwerk hat der brutale trotzige Pelletan, nachdem er jahrelang vergebens von der Kammertribüne herab dagegen gedonnert hatte, plötzlich als der Gebieter eingegriffen und die ganze Routine, das behagliche Treiben der „Erzbischofssöhne" in Frage gestellt. Man begreift da den Haß, den er hervorgerufen, wenn man auch weniger begreift, daß die große Masse und selbst das Parlament sich durch die fortwährenden Kampagnen wider Pelletan täuschen lassen und wirklich die Marine gefährdet glauben. Als ob seine bloße Anwesenheit im Ministerium sofort sämtliche Kreuzer und Panzer . . . noch mehr verschlechtert habe, als sie es infolge der Konstruktionsmängel schon gewesen! . . . Als ob es seine persönliche Schuld sei, wenn die Ingenieure bei den letzten Neubauten sich verrechnet haben und neue Pläne aufstellen mußten! Als ob es seine Schuld sei, wenn im Marineministerium ein von seinem Vorgänger protegierter Unterbeamter Verrat begeht!

Es wäre in einem andern Lande ja überhaupt unmöglich, einem geringfügigen Spionagefall, der sich im äußersten Falle auf einen Spionageversuch reduziert, solche Bedeutung zu geben. Aber in Frankreich hat man in punkto Spionage ja ein solch eigenartiges Empfinden. Daß vielleicht der Bureaudiener Martin dem japanischen Marineattaché einige geheime Pläne ausgehändigt haben könnte, das erscheint dem gesamten Franzosenvolke gleich als Ereignis, hinter welchem selbst der ostasiatische Krieg zurückstehen muß. Der alte Ruf, „wir sind verraten", hat seine Wirkung auf die mißtrauischen Demokraten Frankreichs noch nicht verloren. Und wer weiß, ob es sich nicht wieder um eine Mache handelt, um sich dieses lästigen Aufpassers, den Martin gespielt haben soll, zu entledigen und zugleich neuen Agitationsstoff gegen Pelletan zu schaffen. Seine gefährlichsten Feinde hat der gegenwärtige Marineminister Frankreichs sicherlich im Marineministerium sitzen. Ist doch schon davon die Rede, daß die Briefe Martins an den japanischen Attaché reine Fälschungen sind, wie man sie zur Dreyfuszeit so geschickt zu Dutzenden fabrizierte. Die französische Marine hat sicherlich einen großen Mangel, der auch dem Landheere anhaftet: es fehlt an Disziplin, und dies vornehmlich in den höheren Regionen. Und jene, die im Namen des Vaterlandes sich so sehr um das Wohl von Heer und Marine zu sorgen vorgeben, sind es gerade, die die Indisziplin fördern und den reorganisierenden Ministern das Amt erschweren. Doch Geduld . . ., das Ministerium Combes wird bald stürzen, und im Heer wie in der Marine kommt wieder der alte Schlendrian zu seinem Recht. Und die Franzosen werden sich wieder glücklich und sicher fühlen, wenn Andrés und Pelletans Nachfolger alle zwei Monate die Hand aufs Herz legen und bei ihrer uneigennützigen Vaterlandsliebe versichern: es fehlt kein Gamaschenknopf . . .

Politische Tagesübersicht.

Deutsches Reich.

Der losgelassene Jesuit. Die Sache fängt gut an. Kaum ist § 2 des Jesuitengesetzes aufgehoben, so tritt bereits in Kassel also einer fast durchaus protestantischen Stadt, ein Jünger Loyolas als öffentlicher Redner auf. In einer Versammlung des dortigen „Katholischen Volksvereins" stellte sich, nach der „Frankf. Ztg.", der Jesuit Freih. Adolf von Berlichingen, der im Alter von achtzehn Jahren zum Katholizismus übertrat, unter großem Beifall als „aufgehobener § 2" vor. Gegen den Umsturz, Unglauben und Weltkrieg helfe nicht der „Evangelische Bund", nicht die Freimaurer-Loge, sondern nur die katholische Kirche dem deutschen Vaterland und dem Kaiser. Zentrum müsse Trumpf sein und bleiben, jetzt und immerdar, mehr als je. Eine „Heilige" in Westfalen habe im Jahre 1820 den jetzigen Weltkrieg vorausgesagt, ein Blutvergießen über ganz Rußland bis Berlin. Die katholischen Christen müßten fleißig beten und Ungläubige zur Kirche zurückführen, um Gottes Strafgericht abzuwenden. — Dieser Freiherr v. Berlichingen ist derselbe, der im vorigen Jahre in Würzburg durch seine Vorträge über Luther ungeheuren Skandal erregte und durch seine unverfrorene Ausdrucksweise sich den Beinamen „Berlichingen mit dem eisernen Maul" zuzog, dessen er sich dann auch noch rühmte.

Der bayrische Kriegsminister v. Asch ist wegen seiner Haltung in der von uns schon erzählten Affäre Dr. Pichler-Eras bei dem herrschenden Zentrum völlig in Ungnade gefallen. Die Sozialdemokratie sekundiert hier wie anderwärts dem Zentrum. Das Organ Vollmars, die „Münchner Post", schreibt: Herr v. Asch, der meinte, daß das Ende des für ihn in der Abgeordnetenkammer erledigten Falles sich im Gerichtssaale abspielen werde, dürfte sich hierin vielleicht doch getäuscht haben. Mit einem derartigen Mißtrauen eine Parlamentsmehrheit belastet, kann ein Minister auf die Dauer nicht mehr regieren. Herr v. Asch ist also bereits ein toter Mann, seine Uhr ist abgelaufen. Die Füße derer, die ihn hinaustragen werden, stehen schon vor der Türe. Das heißt: Wenn es dem Zentrum ernst ist, und wenn es von den parlamentarischen Machtmitteln auch Gebrauch machen wird.

Das „Bayerische Vaterland", das seit dem Tode Dr. Sigls ganz auf das Niveau eines gewöhnlichen ultramontanen Blättchens herabgesunken ist, hat doch noch nicht ganz vergessen, wie sein Herr und Meister sich geräuspert und gespuckt hat. Zur Jesuitenfrage schreibt das Blatt sehr echt: „Aus der „Wartburg", bekanntlich die Kreisirrenanstalt des Evangelischen Bundes, ist ein Tobsuchtiger entsprungen, der sich einbildet, der Reichskanzler sei der General der Gesellschaft Jesu und die Großherzogin von Baden eine nationale Gefahr für Deutschland. Der kranke, unglückliche Mann wird im Betretungsfall der liebevollen Behandlung aller katholischen Redakteure empfohlen. Signalement: Haare: zuBergestehend; Gesichtsbildung: langköpfig; Mund: weit und groß, immer offenstehend, von Jesuitengeifer triefend; Nase: krumm; Augen: blöd; besondere Kennzeichen: ohne — Spur von Toleranz." Die liebliche Stilprobe paßt gut zu dem Zentramstoleranzantrag.

Eine baldige Reichstagsauflösung war bekanntlich vom „Vorwärts" mit der üblichen Sicherheit prophezeit worden. Mit dem Dementi der „Nordd. Allg. Ztg.", das prompt erfolgt war, hatte sich das sozialdemokratische Hauptorgan keineswegs zufrieden gegeben, sondern vielmehr die Frage an das offiziöse Blatt gerichtet, ob ihm bekannt sei, daß eine große Papierfabrik Mitteldeutschlands vor kurzem den Auftrag erhalten hat, das zur Anfertigung von Wahlkuverts erforderliche Papier fertigzustellen, und daß dieser Auftrag, der als sehr dringlich bezeichnet war, bereits ausgeführt sei. Demgegenüber betont die „Nordd. Allg. Ztg.", daß ihr und dem Reichskanzler nicht das geringste bekannt sei.

Ein politisches Duell. Rechtsanwalt von Dannenberg in Hannover, im vorigen Jahr welfischer Reichstagskandidat für den 8. Hannoverschen Wahlkreis, soll den Verleger des „Hannoverschen Courier" und nat.-lib. Reichstagskandidaten für Lüneburg, Dr. Max Jaenecke, auf Pistolen gefordert haben. Dr. Jaenecke, der Reserveoffizier des Oldenburger Dragonerregiments ist, hat, wie der „Volkswille" berichtet, die Angelegenheit dem militärischen Ehrengericht unterbreitet. Rechtsanwalt v. Dannenberg ist seinerzeit wegen Beleidigung des Oberpräsidenten v. Bennigsen zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt worden; er war damals Redakteur der welfischen „Deutschen Volkszeitung" und hatte die Ernennung Bennigsens in dieser Zeitung glossiert. Jetzt hat man von nat.-lib. Seite im Lüneburger Wahlkampf das ganze Urteil in einem Flugblatte als Entgegnung auf ein welfisches Flugblatt verwendet, was dann die Veranlassung zu der Herausforderung gab.

Ortsübliche Kündigungsfristen. Nach der Gewerbeordnung gilt für die gewerblichen Arbeiter in Ermangelung anderweiter Abmachungen eine 14tägige Kündigungsfrist. Neuerdings sind nun wiederholt Gerichtsentscheidungen bekannt geworden, in denen angenommen wurde, daß diese gesetzliche Kündigungsfrist durch einen Ortsgebrauch ausgeschlossen werden kann. Unter welchen Umständen als festgestellt anzusehen ist, daß die Kündigungsfrist ortsüblich sei, ist vom Charlottenburger Gewerbegericht näher begründet worden. Darnach gehört es zur Anerkennung eines Ortsgebrauches, daß er von der überwiegenden Mehrheit der in Betracht kommenden Personen, also sowohl der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer, mit dem Bewußtsein ausgeübt wird, daß es so, wie es gehandhabt wird, auch recht sei. Wenn also in einem Orte die meisten Arbeitgeber eines bestimmten Gewerbes die Vereinbarung treffen, daß die gesetzliche Kündigungsfrist ausgeschlossen sein soll, ein kleinerer Teil aber bei der gesetzlichen Kündigungsfrist beharrt, so ergibt sich daraus, daß sie die Ueberzeugung von dem Bestehen eines Ortsgebrauches auf Ausschluß der Kündigung nicht haben, denn was ein für allemal Rechtens ist, braucht man nicht noch erst zu vereinbaren. Bei Anwendung dieser Grundsätze wird das Bestehen eines Ortsgebrauches nur selten anerkannt werden, und das ist im Interesse einer einheitlichen Rechtspflege zu begrüßen.

Ausland.

Der päpstliche Nuntius in Paris, Lorenzelli, ist von der Kurie plötzlich abberufen worden. Dieser Schritt soll eine Folge der bevorstehenden Romreise des Präsidenten Loubet sein. Lorenzellis Berichte waren bis zum letzten Augenblicke sehr optimistisch und ließen einen Besuch des Präsidenten im Vatikan erhoffen. Jetzt, da jede Hoffnung darauf geschwunden ist, empfindet der Papst eine arge Enttäuschung, die Lorenzellis Abberufung veranlaßt. Lorenzelli wird auch nicht allzu bald den Kardinalshut erhalten.

Das Frauenwahlrecht in England. Im englischen Unterhause wurde, wie schon gemeldet, ein Antrag, den Frauen das Wahlrecht zu gewähren, mit der ungewöhnlich starken Majorität von 114 Stimmen angenommen. Es wäre jedoch verfehlt, daraus zu schließen, daß es den Frauen nun wirklich bald gestattet werden wird, an der Politik durch Abgabe ihrer Stimme tätigen Anteil zu nehmen. Solche Reformen bewirkt man in England nicht über Nacht, und wenn die Herren im Westminsterpalast nicht ganz genau wüßten, daß die ganze Abstimmung nur akademischen Wert hatte, so wäre das Resultat jedenfalls ein wesentlich andres gewesen. Der Vorschlag ist während der letzten 27 Jahre schon oft beraten und mit zustimmenden Resolutionen bedacht worden, ohne daß die Angelegenheit jemals weiter als bis zu einer zweiten Lesung gekommen wäre. Die Abstimmung geschieht bei dieser Materie nicht auf Grund der Parteiformationen, so z. B. sind im Ministerium selbst mehrere Gegner einer solchen Maßnahme, während der Premier im Prinzip dafür ist.

Neues vom Tage.

Automobilausstellung in Frankfurt a. M.

Am Sonnabend vormittag wurde in der Landwirtschaftshalle die Internationale Automobilausstellung in Frankfurt a. M. 1904 in Anwesenheit der Spitzen der Behörden feierlich eröffnet. Der Oberpräsident v. Windheim betonte in einer Ansprache das Interesse, das die Staatsregierung, besonders der Kaiser, an der Entwicklung des Automobilismus nehme, und schloß mit einem Hoch auf den Kaiser. Sodann erklärte der Herzog von Ratibor im Auftrage des durch Trauer am Erscheinen verhinderten Protektors Prinzen Heinrich von Preußen die Ausstellung für eröffnet.

Das überfahrene Unterseeboot.

Das englische Unterseeboot A 1, dessen Untergang wir gestern gemeldet haben, war an den Manövern beteiligt, die seit 14 Tagen in der Nähe der Insel Wight mit Unterseebooten und Schlachtschiffen im Gange waren. „A 1" lag in 40 Fuß tiefem Wasser und wartete auf den Angriff eines Schlachtschiffes. Nur der aus dem Wasser hervorragende Ausguck verriet seine Anwesenheit. Da fuhr der Dampfer „Berwick-Castle" über das Unterseeboot hinweg. An Bord des Dampfers glaubte man, daß man auf ein Torpedo gestoßen sei und signalisierte dies der Flotte. Niemand dachte hier an einen Unglücksfall. Erst nach einigen Stunden war man dadurch, daß das Unterseeboot noch nicht erschienen war, beunruhigt. Man ging auf die Suche, und alsbald wurde der Rumpf des Schiffes in 7 Faden Tiefe liegend gefunden. Die Bemühungen, Ueberlebende von der Mannschaft aufzufinden, erwiesen sich als fruchtlos. Es wird angenommen, daß das Unterseeboot „A 1" durch den Zusammenstoß mit dem Dampfer das Gleichgewicht eingebüßt habe, denn es war, obgleich es eines der neuesten und stärksten der englischen Unterseeboote war, doch immer ein schlechter Taucher gewesen. Während der gegenwärtigen Manöver hatte es bereits zweimal in den Hafen zurückkehren müssen, um Schäden an den Vorrichtungen zum Untertauchen und Hochgehen auszubessern.

Ein treuer Wächter.

Wie eine Episode aus einem Schauerroman mutet der Bericht über einen Banditenstreich an, den man aus Tunis meldet. Der eingeborene Wächter einer Segeltuchfabrik schlief in dem Raume, in dem sich der Geldschrank der Firma befand, als er kürzlich eines Nachts durch ein Geräusch geweckt wurde. Zu seinem Schrecken sah er sich zwei maskierten Individuen in europäischer Kleidung gegenüber, die sich auf ihn warfen und ihn im Nu knebelten. Während der eine der Räuber dem Wehrlosen das Knie auf die Brust setzte, versuchte der andre den Geldschrank zu erbrechen. Als letzteres nicht gelang, griffen die Unholde zu einem entsetzlichen Mittel, um den Wächter zur Herausgabe der Schlüssel zu veranlassen. Sie schnitten ihm mit einem Rasiermesser, so oft er sich dessen weigerte, ein Stück Fleisch von der Brust. Dieser barbarische Gewaltakt hätte unbedingt dem unglücklichen Wächter das Leben gekostet, wenn nicht ein plötzliches Geräusch die Banditen in die Flucht gejagt hätte. Der Aermste hat auf diese grausame Weise mehr als zwanzig Verletzungen erlitten, doch hofft man, ihn am Leben zu erhalten.

Mord und Selbstmord.

In einem Restaurant in Königsberg i. Pr. erschoß der aus Kiel angekommene vierzigjährige Provisor Dilla den Schlosser Brück mit einem Revolver und dann sich selbst. Dilla

---

Schilderung den ganzen Offiziersstand entehre. Da war man in dem engherzigen Wien doch etwas weitherziger. Dort durfte das Kleistsche Drama ohne Striche gegeben werden, denn in ihm handelte es sich ja nur um preußische, nicht um österreichische Offiziere. Nur der Titel mußte geändert werden, und zwar mit Rücksicht auf die Prinzen von Homburg, die in der Kaiserstadt „als österreichische Militärs domizilierten". Das Stück hieß einfach „Die Schlacht bei Fehrbellin". Was so ein Zensorengehirn sich nicht alles ersinnen kann! So durfte z. B. — auch wieder in Wien — auf der Bühne überhaupt nichts gesprochen und gehandelt werden, was gegen die heiligen zehn Gebote verstieß. Stücke, in denen ungehorsame Kinder vorkamen, waren besonders streng verpönt, denn das vierte Gebot ging dem Wiener Zensor selbst noch über das sechste, gegen das im Leben trotz aller Frömmelei und Polizei gerade an der schönen blauen Donau in der friedlich stillen Metternichschen Zeit mit Grazie gesündigt wurde. Aber das vierte Gebot, das galt als erstes im Katechismus des Zensors. Kein Wunder, daß sich da der Zorn aller Sittenrichter am meisten gegen Schillers „Räuber" wandte. Die Canaille Franz ist ja auch ein Musterexemplar kindlicher Respektwidrigkeit. So darf man keinen Vater behandeln, höchstens einen — Onkel. Ein famoser Ausweg! Der Zensor degradierte ohne Skrupel den alten Papa Moor zum zärtlich fühlenden Oheim. Und ebenso erging es dem Herrn Präsidenten in „Kabale und Liebe". Wie erschütternd muß es einst im Burgtheater geklungen haben, wenn Ferdinand in seiner Verzweiflung ausrief: „Es gibt eine Gegend in meinem Herzen, worin das Wort — Onkel noch nie gehört worden ist!" Der Name Gottes dürfte in dem Tempel der Musen ebenfalls nicht genannt werden. Das Publikum mußte sich mit dem Himmel begnügen. Ob der Reim darunter litt, was kümmerte es den kunstsinnigen Zensor? Der Schauspieler hatte einfach zu deklamieren: „Treibe nicht mit Heil'gem Spott und bedenk', es lebt ein — Himmel." Ach, und wie keusch war so ein Zensorenherz! Jungfrau! Das Wort Jungfrau war allein schon dazu geeignet, unkeusche Gedanken in einer reinen Jünglingsseele wachzurufen. Also weg mit dem obszönen Wort! Die Franken in Schillers „Johanna d'Arc" — nur dieser Titel war erlaubt — mußten statt „Gott und die Jungfrau!" ausrufen: „Der Himmel und das Recht!" Und woher kam dieser neue Kunstgeschmack? Von oben, von dort, wo man über das harmlose Nichts errötet, wenn man sich beobachtet weiß, und über das schlimme Etwas lächelt, wenn die Salontüren verschlossen sind. Diese Art zu denken und zu empfinden nannte man seinerzeit „Komtessenästhetik". Nach der hatten sich Autoren, Direktoren und Publikum zu richten. Sie war allmächtig. Sie setzte alles durch. So durfte z. B. in Wien Goethes „Iphigenie" deshalb nicht aufgeführt werden, weil die Komtessen Anstoß an den nackten Beinen der Griechenjünglinge nahmen. Ja, diese Komtessen waren so keusch-empfindlich, daß sie es nicht duldeten, daß ein Liebespaar gemeinsam die Bühne verließ, denn was konnten diese beiden nicht alles, wenn sie endlich allein waren, zusammen begehn: herzen, küssen usw.!! Eine Komtessenphantasie ahnte die süßesten Sünden, die man wohl erleben, aber nicht erdichten darf. Nein, ich preise unsre Zeit doch glücklich! Von Zensur und Komtessenästhetik wissen wir heutzutage, Gott sei's gedankt, doch nichts mehr . . . .

War mir es nicht so, als ob plötzlich jemand höhnisch kicherte? Das Kichern eines Teufels war es, des kleinsten und gemeinsten, den es gibt, des Druckfehlerteufelchens. Wahrhaftig! Im letzten Satze vor den vier Punkten haben sich arge Druckfehler eingeschlichen. Ich bringe als gewissenhafter Mann der Presse hier sofort die Berichtigung. Der Satz muß lauten: Von Zensur und Komtessenästhetik wissen wir, Gott sei's geklagt, auch heutzutage noch ein Lied zu singen. In unsrer Zeit, wo man die Erlaubnis, frei zu denken und zu reden, auf dem Papiere verfassungsmäßig stehn hat, wird noch tüchtig scharfe Zensur und falsche Aesthetik geübt. So darf in München auch jetzt noch nicht, ganz wie einst in Wien, Mephisto seine sarkastischen Glossen über die Kirche und deren Organe machen. Und im Berliner Schauspielhause muß Egmont seine verächtlichen Worte über die spanische Soldateska schlankweg unterdrücken. Er muß eine Kunstpause machen, wo er doch gern sagen möchte: „Und diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüt." Ja, es lebt noch immer der gestrenge Herr Zensor und auch die keuschen Komtessen leben immer noch. Die sündige Rose Berndt mußte bald wieder das Wiener Burgtheater verlassen, da einer hohen Dame diese Magd nicht angenehm war. Ach, und die arme Henriette Vogel, die mit dem unglücklichen Dichter Heinrich von Kleist nun beinahe schon hundert Jahre unter einem Hügel am Wannsee schlummert, hat jetzt auf einmal den Unmut einer einflußreichen Dame in Berlin erregt! Die höhere Aesthetik will es nicht mehr leiden, daß eine verheiratete Frau mit einem unverheirateten Manne zusammen im — Grabe liegt.

Kennt jene einflußreiche Dame wirklich den traurigen Roman des Dichters und seiner Freundin? Kennt sie ihn wirklich? Bei Gott, die beiden armen Menschenkinder waren zu tief unglücklich, zu sehr von den Leiden des Körpers und der Seele gedrückt, als daß sie den frohen Mut hätten haben können, süße Unschicklichkeiten selbst nur in Gedanken zu hegen. Sie suchten den Frieden des Todes, zwei wegmüde Wanderer, und baten die Nachwelt um eine gemeinsame Ruhestätte. Und sie ward ihnen auch gewährt. Das Grab, in dem der deutscheste der deutschen Dichter mit seiner Unglücksgefährtin schlummert, ist zum Wallfahrtsorte aller Kleistverehrer geworden. Oft habe ich vor dem schmucklosen Hügel gestanden und in stiller Ehrfurcht dessen gedacht, den die Muse so innig liebte und das Schicksal so bitter haßte. Und aus dem Rauschen der hohen Bäume sprach die heilige Mutter Natur zu mir. Sie predigte von hocherhabenen, geheimnisvollen Dingen, von denen sich die klugen Zensoren und die keuschen Komtessen nichts träumen lassen . . . Curt.

Kleines Feuilleton.

* **Das Rich. Eilers-Orchester** schließt mit dem 5. April seine Dresdner Wintersaison und geht als Königl. Kurorchester für den Sommer nach Norderney. Die nächste Dresdner Saison im Ausstellungspalaste beginnt am 1. Oktober 1904.

* **Der Chorgesangverein zu Dresden-Plauen** wird am 28. März (Mittwoch) das Oratorium Paulus von Mendelssohn im Saale des „Westendschlößchens" unter Mitwirkung der Konzertsängerin Frl. Gertrud Fischer, Sopran, der Konzertsänger Herren Eduard Mann (Tenor) und Viktor Porth (Bariton), sowie der Kapelle des Infanterie-Regiments Nr. 177 (Röpenack) und unter Leitung des Musikdirektors Herrn Felix Ramoth zur Aufführung bringen. Karten bei Schlagehan, Ecke Prager und Wiener Straße, und C. A. Klemm, Augustusstraße.

* **Im Volkstheater** („Palastrestaurant", Dir. E. Conrad) finden heute Sonntag zwei volkstümliche Vorstellungen zu billigen Preisen statt. Nachmittags 4 Uhr: „Dr. Wespe", Lustspiel in 5 Akten von Benedix, und abends 8 Uhr: „Er muß aufs Land", Lustspiel in 3 Akten von Kondolf.

* **Der Großherzog von Hessen** hat sich zur Uebernahme des Protektorats über den Darmstädter Journalisten- und Schriftstellerverein bereit erklärt.

* **Herr Tonkünstler Karl Hense** hat dieser Tage als Konzertorganist (Schule Uso Seifert) in Rostock (Marienkirche) und Berlin (Kirche zum Heiligen Kreuz) mit Kompositionen von J. S. Bach (F-Dur-Toccata), Rheinberger (Sonate), Jos. Renner und Max Reger (F-Moll-Passacaglia) hervorragende Erfolge erzielt.

* **Die Frühjahrsausstellung der Secession in München** wurde gestern vormittag eröffnet. Die Ausstellung umfaßt nach einem Telegramm unsres Korrespondenten 300 Nummern, vorwiegend Werke jüngerer, aufstrebender Künstler. Als Gäste sind Corinth, Breuer, Trübner, Kühl, Kalckreuth und andre zu erwähnen. Der Ausstellungsraum hat durch Einfügung eines neuen Skulpturensaales sehr gewonnen.

Spielplan der Theater von Dresden.

Montag den 21. März 1904.

Königl. Opernhaus: „Götterdämmerung" von Rich. Wagner. Hauptmitwirkende: Die Damen Frau Wittich, Frl. v. Eibenschütz, Frl. v. Chavanne und die Herren Burrian, Höpfl, Rains, Kießl. Anfang 6 Uhr, Ende 10½ Uhr.

Dienstag: „Die lustigen Weiber von Windsor." Anfang ½8 Uhr.

Königl. Schauspielhaus: „Die deutschen Kleinstädter, Lustspiel in 4 Akten von Kotzebue. Hauptmitwirkende: Die Damen Frau Bleibtreu, Frl. Gasny, Frl. Diacono, Frl. Schendler und die Herren Müller, P. Newmann, René, Decarli. Anfang ½8 Uhr, Ende ½10 Uhr.

Dienstag: „Der Probepfeil." Anfang ½8 Uhr.

Residenztheater. „Nesemanns Rheinfahrt", Schwank mit Gesang von Jacoby und Lippschütz. Anfang 7½ Uhr.